

Kann man Charakter lernen?

DER EINE SUCHTE ALS JUNGER MANN DAS WILDE LEBEN, DER ANDERE GING INS KLOSTER. WAS HABEN SICH EIN MACHTMENSCH UND EIN MÖNCH ZU SAGEN?
JOSCHKA FISCHER UND MICHAEL BORDT ÜBER DIE SCHULE DES LEBENS

31

Ein Begriff, Herr Fischer, der uns aus Ihrer Biografie im Gedächtnis geblieben ist, lautet: »Illusionsabschleif«.

JOSCHKA FISCHER: Man könnte auch etwas umgangssprachlicher formulieren: erwachsen werden.

Ist dieser Illusionsabschleif notwendig fürs Erwachsenwerden?

FISCHER: Die Jugend ist eine Zeit des emotionalen Überschwangs, eine Zeit, das Überkommene radikal infrage zu stellen. Und je älter Sie werden, desto mehr Erfahrungen machen Sie mit dem Leben, mit der Realität. Wir haben allerhand aktuelle Fälle gesehen: Boris and Dave, zwei spät-pubertäre Eton-Zöglinge, proben den Brexit. Da sehen Sie, wie schief das gehen kann, wenn man den Ausstieg aus der Kindheit verpasst.

Meinen Sie, dass für derartige politische Fehlleistungen, wie Boris Johnson und David Cameron sie zu verantworten haben, mangelnde Erfahrung ein Grund ist, zum Beispiel die Erfahrung des Krieges?

FISCHER: Das ist Helmut Schmidts These: Nur wer Scheiße gefressen hat, versteht die Welt. Ich teile diese These nicht, denn das würde bedeuten, dass nur der Weg durch die Hölle die Voraussetzung ist für den Pfad

des Heils. Aber eine gewisse Lebenserfahrung, ja, die halte ich durchaus für notwendig. Aus meiner Sicht hat jede Lebensphase ihre Stärken und Schwächen. Und in der Jugend meint man halt, die Welt neu erfinden zu können. Wie wir 1968.

Apropos 68er – gibt es etwas, wovon Sie sagen: Das hätte ich mal früher wissen sollen!?

FISCHER: Ich glaube, der entscheidende Punkt ist die Bedeutung des Rechts und damit auch des Rechtsstaates. Hätten wir die erkannt, es hätte uns 1968 vor vielen Fehlern bewahrt. Nicht begriffen zu haben,

Joschka Fischer,

68, verließ das Gymnasium nach der zehnten Klasse und wurde Sponti, Taxifahrer, Straßenkämpfer. 1982 trat er den Grünen bei, und es begann ein anderes Leben: als Bundestagsmitglied, hessischer Umweltminister in Turnschuhen, Außenminister. Heute ist er politischer Unternehmensberater. Als Autor schreibt er vor allem über Europa

dass letztlich das Verfahren, also der Weg, wie man das Gute anstrebt, mindestens so wichtig ist wie das Ziel des Guten selbst. Das hätte ich gern früher gewusst.

Herr Bordt, gibt es bei Ihnen etwas, das Sie gern früher gewusst hätten?

MICHAEL BORDT: Ich glaube, ich hätte gern gewusst, dass die Frage, *was* ich im Leben mache, weniger wichtig ist als die Frage, *wie* ich das mache.

Also eine ganz ähnliche Erkenntnis.

BORDT: Ich war zu fixiert darauf, den einen richtigen Platz in der Welt für mich zu finden, und habe unnötige Energie mit dieser Suche verbraucht. Anstatt zu merken, es kommt auf die Haltung an, darauf, dass man sich selbst treu bleibt, Stimmigkeit sucht, den eigenen Wertvorstellungen auf die Spur kommt. Die Desillusionierung kam dann später.

FISCHER: Desillusionierung klingt zu negativ, für mich war dieser Prozess eine positive Erfahrung.

BORDT: Das ist nicht negativ: Eine Illusion fällt weg! Es ist vielleicht nicht immer ganz einfach. Ich war 28, als ich in den Jesuitenorden eintrat. Da hat man viele Illusionen, über die Kirche, über die anderen Jesuiten, über sich. Und irgendwann merkt

man, die anderen sind auch Menschen mit Macken, mit Schwächen, mit Verletzungen. Wie man selbst.

FISCHER: Ich bin in Frankfurt, nachdem dieses radikale Jahrzehnt zu Ende war, fünf Jahre lang nachts Taxi gefahren, und glauben Sie mir: Das war die Schule des Lebens, in der ich zum Realisten wurde. Ich habe die Menschen in ihrer Großartigkeit, aber auch in ihrer Abgründigkeit erlebt, alt und jung, hoch und niedrig gleichermaßen, wo mein Menschenbild sich in der Tat verändert hat. Da habe ich begriffen: Nicht das, was du dir an Utopien und Illusionen zusammengeträumt hast, ist wahr – nein, dies hier ist die Realität.

BORDT: In der Kirche dauert es vielleicht etwas länger, bis man desillusioniert ist, denn die Macht kommt geschminkt daher. Aber dann merkt man: Oje, da herrschen dieselben Mechanismen wie außerhalb. In der Politik ist der Kampf um Macht doch sehr rüde, oder?

FISCHER: Im Zuge der Finanzkrise ist ja die Frage aufgeworfen worden: Was ist Geld? Geld findet nur zwischen Menschen statt, es ist das Vertrauen in einen Mechanismus. Was ist Macht? Denke alle Menschen weg, und es gibt auch keine Macht mehr, ebenso wenig wie Geld, denn beides ist etwas Intersubjektives. Es symbolisiert sich in tollen Gebäuden. Am Anfang bin ich mit einer gewissen Naivität da hineingestolpert und dachte immer, das Gebäude, die schwere Tür, ist streng bewacht, gehst du erst rein, ist da die Macht. Aber das stimmt nicht. Du gehst rein, und immer triffst du letztendlich auf leere Räume.

Und Macht heißt dann – was?

FISCHER: Politik ist die Entscheidung zwischen einzelnen oder mehreren Menschen. Wer hat was zu sagen? In welche Richtung geht es, entlang welcher Verfahren: Das bedeutet Macht in einer Demokratie. Du bist eingebunden in unendlich viele Rücksichtnahmen. »L'état c'est moi«, das kannst du vergessen. Und der Unterschied zwischen Parlament und Regierung ist der, dass man sich

jetzt plötzlich an der Nahtstelle von Macht und Recht befindet und das in Verwaltung umsetzen muss. Es ist im Grunde etwas sehr Langweiliges, aber Unverzichtbares.

In Texten, die wir über Sie in der Presse gefunden haben, fällt relativ häufig der Begriff Angst: Sie sollen als junger Mann eine gewisse Freude an der Gewalt gehabt haben und als Politiker im Zweifelsfall eher daran interessiert gewesen sein, dass die Leute Angst vor Ihnen hatten?

FISCHER: Die Gewalt hat etwas Führerisches, gerade für junge Männer. Dass in denen Gewaltpotenzial steckt, ist keine neue Erkenntnis.

Was würden Sie einem jungen Mann sagen, der sein Gewaltpotenzial als Hooligan auslebt?

Fischer: Ich bin der Meinung, ganz wichtig ist es, Grenzen zu setzen und die auch durchzusetzen. Es kann nichts Schlimmeres passieren, als dass staatliche Autorität nicht ernst genommen wird. Man muss ihnen klarmachen, dass es nicht akzeptabel ist, Leben zu ruinieren, dass an den Opfern Familien hängen.

Wie ist es bei Ihnen mit dem Begriff Gewalt, Herr Bordt?

BORDT: Ich glaube, dass die meisten Menschen unterschätzen, wie sehr die eigene innere Verfassung das Erleben und das Bild der Welt prägt. Innenleben und Außenwelt hängen unmittelbar zusammen. Dadurch, dass man älter wird, merkt man, dass man aus seiner Haut nicht herauskommt und dass zu einem selbst

Michael Bordt,

56, ist Jesuit und Philosophieprofessor in München.

2011 gründete er das Institut für Philosophie und Leadership.

Seine Aufgabe: Begleitung und Fortbildung von Spitzen-

führungskräften und von jungen Erwachsenen, die Führungsverantwortung übernehmen

werden. Seine Überzeugung:

Nur wer sich selbst führen kann, kann andere führen

auch Abgründe gehören, Dinge, die einen in der Kindheit und Jugend geprägt haben. Dazu gehört Gewalt, dazu gehören die Kriegserfahrungen der früheren Generationen.

FISCHER: Unsere Kindheit jedenfalls war geprägt davon. Mir kam das im Zusammenhang mit den Flüchtlingen wieder hoch. Ich bin selber ein Flüchtlingskind, und da kamen diese Erinnerungen, diese Bilder wieder zum Vorschein. Dazu kommt die Kirchengeschichte, die voll ist mit Gewalterzählungen. Es gab ja in früheren Zeiten, im Mittelalter, richtige Schlagetots, für die das Ausweiden von Menschen, das Vierteilen, Morden und Brennen zum Alltag gehörten. Aber es gibt genügend Berichte, dass selbst diese Schlagetots, wenn sich ihr Ende näherte, schrien, aus Angst vor den Höllenqualen, die sie erwarteten. Ich denke, dass die Alten, die an ein Jenseits glaubten, auch tiefen Einblick hatten in die menschliche Verfasstheit und Psyche: dass die Hölle und das Heilige in jedem Menschen nebeneinanderstehen.

BORDT: Ja, die Hölle ist nicht der andere, wie Sartre meinte, sondern die Hölle ist man selbst.

Herr Fischer, was haben Sie Ihren Kindern mitgegeben, das sie rechtzeitig wissen sollten, weil es sie andernfalls später reuen könnte?

FISCHER: Das können meine Kinder sicher besser beantworten. Ein kleines Beispiel meinerseits: Mein Sohn kam eines Tages zu mir und sagte, er wolle Französisch aufgeben. Damals war bereits klar, dass er eine große Leidenschaft fürs Kochen hat. Ich habe zu ihm gesagt, okay, du musst kein Abitur machen in Französisch, aber wähle es nicht ab. Er hat dann eine Kochlehre gemacht und konnte die Sprache sehr gut gebrauchen.

Und was raten Sie jungen Führungskräften in Ihren Seminaren, Herr Bordt?

BORDT: Ich sage: Bleiben Sie, wer Sie sind. Wenn junge Leute Karriere machen wollen, ist damit oft die Idee verbunden, sie müssten im Grunde jemand anderer sein, als sie sind. Das ist Blödsinn. Wir hatten neulich einen Topmanager auf einer unserer

Akademien zu Besuch. Der war 70 und hat gesagt, wenn er so zurückblickt, hat er das Gefühl, er sei im Leben immer weicher und sensibler geworden. Für die jungen Leute war das völlig unverständlich, da gibt es nämlich dieses kulturelle Klischee, nach oben schafft es nur, wer knallhart ist.

Lernt man aus guten Erfahrungen oder aus schlechten Erfahrungen mehr?

FISCHER: Ich denke mal, die schlechten Erfahrungen haben einen intensiveren Lerneffekt.

BORDT: Wobei viel Kraft notwendig ist, negative Erfahrungen zu einer guten Erkenntnis umzumünzen. Wir arbeiten mit Start-up-Unternehmern, da gehört es natürlich auch dazu, dass man Firmen in den Sand setzt, und das ist im Einzelfall überhaupt nicht witzig. Man redet zwar so, dass Scheitern dazugehört, aber erlebt wird das meistens doch als Niederlage.

Wann, würden Sie sagen, wird man aus Erfahrung klug, und wann wird man dumm?

FISCHER: Aus Erfahrung werden Sie nie dumm – Sie bleiben bloß dumm, wenn Sie denken, da waren finstere Mächte am Werk, ein böser Zufall, das hat mit mir nichts zu tun. Wenn Sie hingegen fragen, wo waren denn meine Fehler, was war mein eigener Beitrag dabei, dann relativiert es das Selbstbild. Es macht dann vielleicht nicht unbedingt klüger, aber wahrscheinlich weiser und distanzierter.

Sie waren ja ein sehr junger Minister. Würden Sie heute so einen jungen Minister wählen?

FISCHER: Das Alter ist nicht das Entscheidende, sondern ganz wichtig ist, ob jemand den Charaktertest besteht. Ich komme noch mal auf den Brexit: Das Entsetzlichste daran ist das völlige Versagen von Johnson und zu Teilen von Cameron. Und diese Frage des Charakters, das ist für mich die entscheidende.

Herr Bordt, Sie haben in Ihrem neuen Buch »Die Kunst, sich selbst zu verstehen. Den Weg ins eigene Leben finden« geschrieben, das Glück sei vor allem eine Frage der Persönlichkeit. Ist Charakter etwas, das dem Willen unterworfen ist? Etwas, das ich formen kann?

BORDT: Ja sicherlich! Beispiel: Wenn ich schwer enttäuscht bin von jemandem oder von Dingen, die passieren, kann ich mich beschweren und behaupten, der sei schlecht oder das sei schlecht, und es müsse alles anders sein. Ich bin dann ständig unzufrieden. Aber ich kann es auch um-

drehen und fragen: Woran liegt es eigentlich, dass mich Menschen oft enttäuschen? Welche Bedürfnisse, Sehnsüchte und Verletzungen zeigen sich da eigentlich bei mir? Das tut natürlich weh, aber es ist charakterbildend. Eine andere charakterbildende Sache ist sicherlich, sich selbst, seine eigenen Ziele zu hinterfragen: Warum sind mir diese Dinge so wichtig, verspreche ich mir davon, dass mein Leben dann leichter oder besser oder glücklicher wird?

Und wenn Sie an die Brexit-Garde denken, welche Charaktereigenschaften fehlten da?

FISCHER: Was Johnson fehlt, ist ganz offensichtlich ein Gefühl für Verantwortung. Verantwortung ist nämlich eine verdammt harte und bisweilen quälende Last. Als ich das erste Mal Minister war, kamen viele Leute nach Wiesbaden ins Ministerium, die hatten auf unser Projekt gesetzt. Und als ich merkte, die Koalition bricht auseinander, hat mich das richtig gequält, da hingen Familien dran, Lebensplanungen. Die einfach hängen zu lassen hat mir schwer zu schaffen gemacht. Ich kann mich noch genau daran erinnern, dass es das erste Mal in meinem Leben war ...

... wo es nicht nur um Sie selbst ging?

FISCHER: Ja, sondern wo es darauf ankam, was ich für andere bedeute.

Herr Bordt, wenn man ohne Familie in einem Orden lebt, wie groß ist da die Verantwortung?

BORDT: Man lebt natürlich trotzdem auch in sozialen Strukturen, das heißt, man hat Verantwortung für die Mitbrüder.

FISCHER: Große WG im Zeichen des Herrn. *(Gelächter)*

BORDT: Genau, richtig! Schon ziemlich gut erfasst. Und man hat natürlich Verantwortung für die Menschen, die man begleitet. Als Seelsorger lernt man eher die schwierigen Seiten des Lebens und der Familie kennen. Die menschlichen Abgründe, über die wir ja schon gesprochen haben. Und dazu muss man die eigenen Abgründe kennen. Und damit gut umgehen. Vor allem auch der eigenen spirituellen Berufung

treu zu bleiben und sie zu leben – das ist Verantwortung, die ich habe.

Also, Erwachsensein heißt: Es geht nicht nur um mich?

FISCHER: Ja.

BORDT: Sicher.

Herr Fischer, in Ihrem Buch »Der lange Lauf zu mir selbst« haben Sie ja auch beschrieben, wie Sie vom Kraftpaket und Fresser Ihrer frühen Jahre zu einem Menschen wurden, der selbst vorgeht, wie er aussieht. Jetzt haben Sie wieder zugelegt. Hat die Fasterei nun einen Sinn gehabt?

FISCHER: Logisch!

Hätten Sie gern früher gewusst, dass es auch ganz schön ist, dick zu sein?

FISCHER: Nein! Ich hätte gern früher gewusst, welchen Spaß es macht, zu joggen. Deswegen habe ich es auch getan. Nicht um öffentlich Eindruck zu machen. Und ich habe auch heute noch ein Laufband bei mir im Keller stehen, aber ich laufe nicht mehr ganz lange Strecken. Mein Arzt sagt: Kein falscher Ehrgeiz mehr. Aber auf die drei Marathons meines Lebens bin ich stolz, auf die Erfahrung der Selbstüberwindung.

Ihre beruflichen Leistungen sind in der Asketenphase die größten gewesen.

FISCHER: Das war Zufall. Der Auslöser war eine Lebenskrise, durch die Trennung von meiner damaligen Ehefrau. Das war ein Absturz in ein tiefes, schwarzes Loch. Um da nicht drin sitzen zu bleiben, hieß es morgens früh raus, das Leben umstellen.

Vielleicht wäre das mit dem Außenminister nichts geworden, wenn Sie im Loch sitzen geblieben wären, oder?

FISCHER: Ob ich den Wahlkampf dann durchgestanden hätte, das wage ich zu bezweifeln. Übrigens war der Wahlkampf 1998 auch eine große läuferische Erfahrung, das hat mir unglaublich Spaß gemacht.

Themenwechsel, Stichwort Freundschaft. Wie viele Freunde braucht man, wie viele haben Sie? Wie hat sich die Zahl der Freunde, die Sie hatten, als Sie loszogen aus dem Schwäbischen, bis heute, da Sie hier sitzen, entwickelt?

FISCHER: Die meisten Freunde habe ich aus meiner Frankfurter Zeit. Die sind sehr verlässlich – bis heute.

Weil man niemandem mehr traut, wenn man berühmt ist?

FISCHER: Wenn Sie mal eine öffentliche Figur geworden sind, dann werden Sie doch sehr misstrauisch. Oft zu Unrecht – aber es ist zweifellos so, dass viele etwas von dir wollen, die sonst wohl nichts von dir gewollt hätten. Aber das ist nicht der einzige Grund. Die Frankfurter Zeit war einfach eine prägende Lebensphase. Mit meinen besten Freunden habe ich in einer Männer-WG in Frankfurt gelebt. Diese Freundschaften halten bis heute.

Und was bedeutet Freundschaft für Sie, Herr Bordt?

BORDT: Als ich in den Orden eingetreten bin, hatte ich zwei Fragen: Werde ich als Jesuit tiefe, erfüllende Freundschaften leben können, und bin ich frei, eine Spiritualität zu entwickeln, die wirklich zu mir passt? Beides hat sich erfüllt. Ohne das ginge es gar nicht für mich.

Kann Ihre Generation den Jungen heute überhaupt etwas mitgeben? Und wenn ja, was?

BORDT: Viele junge Leute haben das Gefühl, sie müssen an einem korrekten, erfolgreichen Lebenslauf arbeiten. Sie fragen sich, ob sie es sich leisten können, ein freiwilliges soziales Jahr zu machen, oder ob sie Philosophie studieren können – was denkt dann später der Arbeitgeber? Wie lege ich mein Leben an, damit es bei anderen Eindruck macht und Zustimmung findet? Mit solchen Fragen macht man sich völlig abhängig davon, was andere denken, von Lebensmustern, die vielleicht gar nicht zu einem passen. Das hat mit einem eigenen Leben nichts zu tun.

Was meinen Sie, Herr Fischer, was die junge Generation von Ihnen lernen könnte?

FISCHER: Das müssen Sie die Jungen fragen. Ich mache mir keine Gedanken, was die von mir lernen könnten.

Die Frage ist ja, bauen die Generationen immer weiter aufeinander auf? Oder bauen sie aufeinander auf, brechen wieder zusammen und bauen wieder auf?

FISCHER: Da habe ich eine schlichte Faustformel: Ich denke, jeder Mensch

wird zu fünfzig Prozent geprägt durch die Vorgängergeneration, nicht nur durch die Eltern, sondern auch die Institutionen, Schule und so weiter. Und fünfzig Prozent hast du neu zu gestalten.

Wären Sie heute gern wieder 16 oder 20 Jahre alt?

FISCHER: Ich würde überhaupt nicht in diese Welt passen. Aber wenn ich 16- oder 20-Jährige so beobachte – das ist doch nicht schlecht! Im Vergleich zu den Verhältnissen früher ist es oft sogar sehr gut. Daraus sollte man den Kindern keinen Vorwurf machen. Jede Generation wird in eine Situation hineingeboren, die sie sich nicht aussuchen kann. Insofern werden diese Jungen das Beste daraus machen. Und dass unsere Generation nicht alles kaputt gemacht hat, bevor wir dann hinterher erklären konnten, wie stolz wir sind, es wieder aufgebaut zu haben, das finde ich auch eine Leistung.

BORDT: Ich bin heilfroh, nicht mehr 20 zu sein. Wenn man bei uns in die Studentenbar geht und mitkriegt, die machen sich jetzt schon Sorgen um die Rente – da denke ich: Huch, welche Verunsicherung! Während unsere Generation mit 20 das Gefühl hatte, die Welt steht uns offen, wir können sie verändern ...

FISCHER: Das kommt auf die Herausforderungen an. Wenn ich mir jetzt diese Anti-Brexit-Demonstrationen in London ansehe: Da kann ich sagen, hey, zu spät, da hättet ihr mal früher aufwachen müssen. Man kann aber auch sagen, da entwickelt sich was. Plötzlich ist Europa für junge Leute nicht bloß, oje, Opa erzählt vom Krieg, sondern ein echter Verlust. Man sollte die positiven Kräfte in der jungen Generation nicht unterschätzen. Die müssen auch erst ihre Erfahrungen machen. Man kann niemandem sagen, wie das Leben sein wird, auch im Pri-

vaten nicht, zum Beispiel der Übergang von einer Zweierbeziehung zur Familie mit Kindern. Das kann man niemandem vorher erzählen. Es gibt Dinge, die muss man selber erfahren.

BORDT: Ja, den Weg muss jeder selbstbestimmt finden. Aber das scheint mir doch immer wichtig zu betonen, weil die Versuchung ist, ein Leben führen zu wollen, wie es halt alle führen, wie »man« es führt. Dass man sich trauen soll, den ureigenen Weg im Leben zu gehen, und wie man das macht, das möchte ich doch schon weitergeben. Ansonsten will ich denen von mir aus nichts aufdrängen, aber wenn ich das Gefühl habe, es interessiert sie, mit mir ins Gespräch zu kommen, dann gerne.

FISCHER: Da zu sein, zu helfen.

BORDT: Zuzuhören. Ohne fertiges Konzept.